

„Wir brauchen neue Leitbilder für das Wohnen“



Prof. Dr. Christine Hannemann und ihr Plädoyer für ein grundsätzliches Umdenken beim Thema „Wohnen“

Kaum zu glauben: Obwohl das Thema „Wohnen“ uns alle angeht und wir in Gesellschaft und Politik gerade heftig über die Wohnungskrise bei uns streiten, gibt es nur einen Lehrstuhl für Architektur- und Wohnsoziologie in Deutschland. Den hat Christine Hannemann inne, eine Expertin, die ihre wissenschaftlichen Forschungen mit ganz praktischen Themen verbindet. Und die sich einmischt, dabei zugleich freundlich und streitbar ist. Als einzige universitäre Stimme sind ihr Fachwissen und ihre engagierte Meinung sehr gefragt. So gefragt, dass sie meine Anfrage auf ein Interview aus Zeitgründen mit Bedauern ablehnen musste.

Universität Stuttgart: einziger Lehrstuhl für Architektur- und Wohnsoziologie in Deutschland!

Geboren in Berlin, begann ihre wissenschaftliche Karriere mit einem Studium der Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1994 promovierte sie an der TU Berlin, 2003 erfolgte die Habilitation an der Humboldt Universität. Danach hatte sie mehrere Forschungs-Aufenthalte im Ausland. Sie ist beratendes Mitglied in zahlreichen Gremien zum Thema „Wohnen“. Seit 2011 leitet sie an der Fakultät Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart das Fachgebiet Architektur- und Wohnsoziologie. Sie forscht dort unter anderem dazu, wie zukunftsweisende und klimagerechte Wohnmodelle aussehen könnten.

Christine Hannemann gibt klare Antworten, wenn sie gefragt wird, wie wir in Zukunft in Deutschland wohnen wollen - oder besser gesagt: sollten. Denn sie hat die ganze Bandbreite von Themen rund um das Wohnen im Blick: die soziale und die kulturelle Frage, den Ressourcenverbrauch und die Klimakrise, den Flächenfraß und die Folgen für die Ökologie. Besonders wichtig ist ihr die Frage des Wohnens im Alter. Weil untrennbar damit verbunden, beschäftigt sie sich auch mit der Wohnungspolitik, mit der sie sich sehr kritisch auseinandersetzt. Bei der Kritik bleibt es aber nicht, sie schlägt auch Lösungen vor, die sie vor allem im Kontext gemeinschaftlichen und Mehrgenerationen-Wohnens sieht.

Wohnen ist Daseinsvorsorge

„Wohnen ist die neue soziale Frage“, so lautet ein Zitat von Christine Hannemann aus einem Interview mit dem SWR2 Hörfunk von 2023, mit dem sie die soziale Dimension des Bauens und Wohnens und ihre hohe Brisanz in den Blick nimmt. Dem Magazin Spiegel sagte sie schon 2021 dazu in einem Interview: „Es war ein Fehler in den Neunzigerjahren, dass die Politik sich zurückgezogen hat und Grund und Boden für Spekulationen privatisiert wurden. Es herrscht hierzulande ein nahezu göttlicher Glaube daran, dass der Wohnungsmarkt sich schon von allein regulieren wird – obwohl alle Beteiligten wissen, dass es nicht stimmt. Wohnen ist Daseinsvorsorge und wird dennoch dem Spekulations- und Renditewahnsinn überlassen.“ An anderer Stelle meint sie: „Ich spreche ja immer von Städten als begehbbare Investment-Immobilienfonds. Und wenn ich so eine Sicht habe, dann führt das zu den Problemen, die wir jetzt haben.“ Das Ergebnis sehen wir heute in Form von völlig überbewerteten Immobilien, vor allem in den Städten, die sich Normalverdiener-Familien kaum noch leisten können.

Ihr geht es um eine gerechte Verteilung von Wohnraum. Alles andere sei demokratiegefährdend. Deshalb plädiert die Wissenschaftlerin leidenschaftlich dafür, dass sich die Bau- und Wohnungspolitik dringend wieder am Gemeinwohl orientieren müsse. Und weil Boden eine kostbare und begrenzte Ressource ist, würde

sie grundsätzlich keine Grundstücke mehr verkaufen, sondern nur noch in Erbpacht vergeben. „Und wer etwas neu bauen will, muss dies klimagerecht, generationengerecht und autofrei tun.“ Alles andere sollte nicht mehr gefördert werden, so ihre klare Ansage in einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung von 2022.

*„Wer etwas neu bauen will,
muss dies klimagerecht,
generationengerecht und autofrei tun.“*

So könnte die Politik umsteuern. Allerdings sieht sie dafür derzeit keine Chancen, denn die Wohnungspolitik sei nach wie vor auf herkömmliche Vorstellungen von Wohnen und damit auf den Bau von klassischen Einfamilienhäusern ausgerichtet. Ihre Programme zur Förderung und Finanzierung seien ganz auf den Bau von Familienwohnungen fixiert – und wenig an sozialen und ökologischen Wohnkonzepten interessiert. Meinem Eindruck nach ändert sich das seit einigen Jahren auf der kommunalen Ebene, vor allem in Großstädten wie Berlin und München, aber auch kleineren wie Freiburg und Tübingen: Dort werden immer mehr gemeinschaftliche und ökologisch-ausgerichtete Wohnformen gefördert durch gezielte Vergabe der Bauplätze an Wohnprojekt-Initiativen, verbunden mit der Auflage, einen bestimmten Anteil von Wohnraum für Menschen bereitzuhalten, die sich das sonst nicht leisten könnten.

Große Wohnflächen müssen nicht sein

„Viel Platz macht nicht glücklich“. Auch das ein Zitat von Christine Hannemann aus dem besagten Spiegel-Interview. Dort plädiert sie dafür, neue Leitbilder für das Wohnen zu entwickeln. Warum das? Weil in den Köpfen der allermeisten Menschen nach wie vor das Eigenheim das Ziel aller Träume ist. Und „Schöner Wohnen“ kulturell in Deutschland mit großen Wohnflächen gleichgesetzt wird. In der Werbung und in Wohnzeitschriften wird das permanent vermittelt, wenn zum Beispiel mehr oder weniger hübsche Sofas in riesigen Räumen platziert

werden. Dabei, so Christine Hannemann, nutzen wir im Alltag nur ungefähr ein Drittel zum Wohnen. Der Rest ist entweder Lagerfläche für Unnützes oder soll den Wohlstand und den Lifestyle repräsentieren, zum Beispiel in Form riesiger und teurer Tische (die dann nur wenige Male im Jahr wirklich gebraucht werden).

Rein rechnerisch bewohnt jeder Mensch in Deutschland aktuell knapp 50 Quadratmeter – durchschnittlich! Bedenkt man, dass in diese Zahl die vielen kleinen oder überbelegten Wohnungen in den ärmeren Vierteln der Städte eingerechnet sind, so kann man sich ausrechnen, welche üppigen Flächen die Wohnungen vieler Menschen der Mittel- und Oberschichten haben. 80 bis 100 Quadratmeter pro Person sind da keine Seltenheit.

*„Der Flächenfraß und die Klimakrise sind
mittlerweile so fortgeschritten, dass wir
jeden Quadratmeter unbebaute Fläche
in unserem Land schützen sollten.“*

Das sei definitiv zu viel, befindet daher auch Christine Hannemann. Sie kann und will niemandem etwas vorgeben. Es müsse sich jedoch jeder klarmachen, dass diese ressourcenintensive Lebensform zu Lasten des Klimas gehe, denn es gehe ja nicht nur um die Wohnfläche an sich, sondern generell um den Flächenverbrauch, der mit dem Wohnen verbunden ist. Wie zersiedelt mittlerweile viele Landschaften in Deutschland sind, bebaut mit gleich- und einförmigen Einfamilienhäuschen, das sieht man. Dem Magazin Spiegel sagte sie dazu: „Der Flächenfraß und die Klimakrise sind mittlerweile so fortgeschritten, dass wir jeden Quadratmeter unbebaute Fläche in unserem Land schützen sollten.“

Frühzeitig ans Wohnen im Alter denken

„Macht euch Gedanken über das Wohnen im Alter! Wer im Alter gut wohnen möchte, muss sich selbst darum kümmern, und zwar frühzeitig“, meint Christine

Hannemann. Nämlich dann, wenn noch keinerlei gesundheitliche Beschwerden und Einschränkungen bei der Mobilität vorhanden seien. Doch viele würden das Thema verdrängen und in ihrer gewohnten Umgebung bleiben, wo sie sich auskennen. Und müssen dann – oder ihre Angehörigen - im hohen Alter händeringend, aber oft vergebens nach einem Platz im Pflegeheim suchen. Wer im Alter - womöglich allein - in einem Einfamilienhaus lebt, weiß es eigentlich: Wohnen macht richtig viel Arbeit. Je größer Haus und Garten, umso mehr. Dann nämlich droht das, wofür der Volksmund schon einen Begriff hat: „Altersverwahrlosung“ von Haus und Garten.

Was tun? Was mache ich, wenn meine Wohnung nicht altersgerecht ist, ich aber meine gewohnte Umgebung nicht verlassen will? „Man müsste den Leuten die Möglichkeit schaffen, innerhalb des Wohnviertels umzuziehen oder ihre Wohnung zu tauschen. Dazu müsste man den Baubestand alterstauglicher machen“, so Christine Hannemann. Zum Beispiel durch Einbau von Fahrstühlen, die ja nicht in jedem Haus einer Siedlung vorhanden sein müssten, sondern es würde genügen, dies in einem zu machen.

***„Der Staat sollte Modelle anbieten,
die einen kostenneutralen Wohnungstausch ermöglichen.“***

Und wie kann man die Menschen dazu motivieren, sich wohnungsmäßig zu verändern? Dazu seien politische Anreize nötig, meint die Wohnsoziologin: „Ich finde, dass Menschen, die bereit sind, in eine kleinere Wohnung zu ziehen, dies auch honoriert bekommen sollten. Der Staat sollte Modelle anbieten, die einen kostenneutralen Wohnungstausch ermöglichen. Zum Beispiel über eine Tauschpauschale oder einen Tauschrabatt, in Anlehnung an die Pendlerpauschale oder das Baukindergeld.“

Wenn Ältere dann tatsächlich ihre zu groß gewordene Wohnung gegen eine kleinere, altersgerechte tauschen würden, würde das neue Möglichkeiten schaf-

fen für Familien, die dringend mehr Wohnraum bräuchten. Auch die Gemeinden, die ihren Wohnungsbestand ziemlich gut kennen und händeringend nach Lösungen für Familien suchen, sollten daran ein Interesse haben und dies als Alternative zur Ausweisung ständig neuer Baugebiete begreifen. Das Gute daran: Alle auf diese Weise sinnvoll umgenutzten Wohnräume würden zu weniger Neubauten führen und so dazu beitragen, der Zersiedlung und Versiegelung der Landschaft entgegenzuwirken.

Grundrisse für Gemeinschaft und Privatheit

Noch ist das gemeinschaftliche Wohnen in Deutschland nicht weit verbreitet. Zwar gibt es hierzulande etwa 5.000 Wohnprojekte dieser Art und ihre Zahl steigt ständig an, aber in der Breite ist es schwer durchzusetzen, „weil es nach Sozialismus, Kommune 1 oder einer Studenten-WG klingt. Dabei ist das A und O dieser Projekte der private Rückzugsraum – ein Ort, der uns Schutz, Geborgenheit und Intimität garantiert“, so Christine Hannemann.

Und weiter: „Das Wichtigste beim gemeinschaftlichen Wohnen sind die Grundrisse, die mir meine Privatheit und meine Intimität garantieren. Gemeinschaftsräume schließen direkt an die Wohneinheiten an und dienen zugleich der inneren Erschließung. Dieses Konzept ist sehr flexibel, da Räume und Erschließungsflächen mehrere Funktionen übernehmen. So können zum Beispiel Flure und Treppenhäuser zu Begegnungszonen werden. Das Konzept ermöglicht Familienwohnen ebenso wie eine Wohngemeinschaft oder Mehrgenerationenwohnen.“

***„Wir bräuchten architektonisch anspruchsvolle,
weil bedarfsgerechte Grundrisse, die eine Vielfalt von
Lebens- und Wohnformen ermöglichen.“***

Damit können diese Wohnkonzepte flexibel sein, auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren, auf sich stark verändernde, unterschiedliche Lebensfor-

men und -abschnitte. Also Wohnungszuschnitte nicht nur für die klassische Kleinfamilie, sondern ebenso für Alleinstehende, Paare oder WGs, für Junge und Ältere. Statt einförmiger Standard-Grundrisse mit Maßen wie sie seit den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts bei uns üblich sind, bräuchten wir architektonisch anspruchsvolle, weil bedarfsgerechte Grundrisse, die eine Vielfalt von Lebens- und Wohnformen ermöglichen.

Solche Wohnkonzepte helfen auch gegen die Vereinsamung im Alter. „Einsamkeit ist ein Thema, das die ganze Gesellschaft betrifft, nicht nur ältere Menschen. Aber ja, es gibt Wohnkonzepte, die auf Gemeinschaft ausgerichtet sind. Damit meine ich individualisierte Gemeinschaft mit privaten Rückzugsräumen. Sehr schön finde ich die Idee eines Zeitkontos. Ich leiste nachbarschaftliche Unterstützung, erledige Einkäufe, wasche Gardinen, pflege Grünanlagen – und das bekomme ich auf mein Zeitkonto gutgeschrieben. Wenn ich dann Unterstützung brauche, bekomme ich das zurück.“

Durch Nachbarschaft Kontakte herstellen

Und was ist ihr persönlicher Traum von Wohnen, wurde sie unlängst in einem SWR2-Interview gefragt? „Mein persönlicher Traum – da bin ich gerade dabei, ihn zu realisieren: Ich präferiere ein Wohnen in der Genossenschaft in einem ökologischen und sozialen Projekt, ein Wohnprojekt, indem durch Nachbarschaft Kontakte hergestellt werden und von vorneherein das Wohnen darauf ausgelegt ist. Ich präferiere ein Wohnen, was so wenig Quadratmeter Fläche hat wie notwendig ist, weil Wohnen vor allen Dingen auch viel Arbeit macht, wenn ich an die Handwerker*innen denke oder an die Putzarbeiten usw. Da bin ich dabei, mich sehr damit zu beschäftigen, auch in der Küche: Wie kann ich mit wenig Gerätschaften auskommen? Zum Beispiel: Es ist ja immer wieder erstaunlich, wieviel sich da so ansammelt, was eigentlich gar nicht gebraucht wird.“

Mir gefällt das, wie lebensnah und praktisch eine Soziologie-Professorin ihre eigene Wohnzukunft plant. Logisch, dass sich Christine Hannemann dafür entschieden hat, in ihrer Lebensplanung den eigenen Argumenten zu folgen und in ein genossenschaftliches Wohnprojekt einziehen will. War es ihr doch schon immer wichtig, Theorie und Praxis zusammenzubringen. Es bleibt zu hoffen, dass ihre engagierte Stimme in Gesellschaft und Politik noch mehr Gehör findet.

WE

Quellenangaben:

Interview in Der Spiegel Nr. 11/13.03.2021

Interview in der Süddeutschen Zeitung vom 24./25.09.2022

SWR2-Interview mit Karin Gramling in der Reihe „Zeitgenossen“ vom 02.05.2023